

**Bettina Brockmeyer, Selbstverständnisse. Dialoge über Körper und Gemüt im frühen 19. Jahrhundert, Wallstein Verlag, Göttingen 2009, 452 S., geb., 39,90 €.**

In den vergangenen Jahren geriet die Frage nach der Geschichte des Selbst, nach Prozessen und Praktiken der Subjektivierung, vermehrt in das Blickfeld der historischen Kulturwissenschaften. Bettina Brockmeyers bei Heide Wunder und Rebekka Habermas geschriebene Dissertation zu „Selbstverständnissen“ von Homöopathie-Patienten im frühen 19. Jahrhundert möchte dem nicht nur eine weitere Facette hinzufügen. Vielmehr sollen anhand schriftlicher „Dialoge über Körper und Gemüt“ vorherrschende „Meistererzählungen“ relativiert werden. Im Anschluss an die Historische Anthropologie sowie Geschlechter- und Alltagsgeschichte untersucht sie die Selbstwahrnehmung einzelner Akteurinnen und Akteure in ihrem jeweiligen Kontext, um dergestalt „Subjektivitäten“ und deren „Selbstpräsentation“ aufzuspüren. „Im Zentrum stehen Fragen nach Selbstkonstitutionen, nach der Verbindung von Erfahrung und Diskurs und nach der Bedeutung von Geschlecht in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (S. 8). Die kritische Abgrenzung von foucaultscher Diskursanalyse und Theorien zum modernen Subjekt zeigt sich auch in der Quellenauswahl.

Anstelle präskriptiver Texte, die den meisten anderen Untersuchungen zugrunde liegen, untersucht Brockmeyer ausdrücklich Selbstzeugnisse historischer Akteure. Den Kern bilden 800 Patientenbriefe an Samuel Hahnemann, den Begründer der Homöopathie, sowie weitere Ego-Dokumente von insgesamt 50 Personen. Insbesondere die Verwendung von Briefen macht laut Brockmeyer ein Beziehungsgeflecht sichtbar, wodurch demonstriert werden könne, dass „Subjektivitäten erst im Miteinander“ (S. 16) entstehen und ihre Konstitution kein individueller Akt sei. Darüber hinaus werden veröffentlichte und nichtveröffentlichte Quellen herangezogen, von den Schriften Hahnemanns bis zu Krankenjournalen seiner Patientinnen und Patienten sowie zeitgenössischer medizinischer Literatur. Mit dieser Zusammensetzung des Quellenkorpus sei im Vergleich zur bisherigen Forschung „ein erweiterter Blick auf Subjektivierung möglich“ (S. 17).

Die stringent gegliederte Arbeit beginnt mit zwei einführenden Kapiteln. Zum einen wird das deutschsprachige Feld der Medizin zwischen 1750 und 1850 skizziert und die Homöopathie samt ihrer alternativen und bisweilen scharf kritisierten Konzepte darin verortet. Auf dem „bunten Jahrmarkt“ der Zeit habe sie ein neues Angebot dargestellt, welches partiell an ältere Vorstellungen der Humoralpathologie anknüpfte und sich mit dem Fokus auf Symptome, der ausführlichen Anamnesepraxis sowie dem individuellen Krankheitsverständnis abhob. Zum anderen werden der Prozess des Schreibens im 18. und 19. Jahrhundert und die Kennzeichen des Briefes als spezifischem Medium der Selbstkonstitution erörtert. Die Patientenbriefe folgten demnach einem präzise entworfenen homöopathischen „Aufschreibesystem“ und evozierten eine besondere Form von Selbstwahrnehmung und -darstellung.

Im Hauptteil werden sechs verschiedene Themenkomplexe analysiert, die an dieser Stelle nur aufgelistet werden können: die Rolle der Diätetik für das Verhältnis zum eigenen Körper und Selbst, die Beziehung zwischen Geschlechterrollen und Arbeitsteilung und die Folgen für das familiäre Zusammenleben, die Verbindung von Religion und Medizin sowie die Funktion des Gottesbezugs, Fragen der Geschlechtlichkeit sowie Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Sprechen darüber bei Frauen und Männern, körperliche Ausscheidungen als Bestandteil des homöopathischen Fragekatalogs und abschließend die Beschreibung und Erfahrung des Sterbens. Auf diese Weise werden einerseits unterschiedliche Bereiche der Homöopathie untersucht, andererseits werden am Ende der Kapitel sowie im Fazit die Fragen nach Selbstwahrnehmungen und -präsentationen aufgegriffen und die disparaten Ergebnisse miteinander verbunden.

Als übergeordnetes Ergebnis ihrer Arbeit sieht Brockmeyer die Relativierung von vier „Meistererzählungen“ des 19. Jahrhunderts. Erstens sei die These der Selbstregierung durch Diätetik (Foucault) und

Hygiene (Philipp Sarasin) zu einseitig und blende ihr Scheitern ebenso wie Formen der „Antidisziplin“ (Michel de Certeau) aus. Zweitens könne man für das 19. Jahrhundert weder von Säkularisierung noch von einem „Zweiten Konfessionellen Zeitalter“ (Olaf Blaschke) reden, da sich am Fall der Homöopathie zeige, wie sich Medizin und Religion aufeinander bezogen und der allgemeine Gottesbezug wichtiger war als die Differenzierung nach Glaubensrichtungen. Drittens kritisiert Brockmeyer die Annahme des Zivilisationsprozesses von Norbert Elias hinsichtlich des Umgangs mit körperlichen Ausscheidungen. Anstatt alles auf die Frage der Schamentwicklung zurückzuführen und darin eine sukzessive Disziplinierung auszumachen, zeige sich in den analysierten Selbstdarstellungen die Vielschichtigkeit und Situationsabhängigkeit zeitgenössischer Deutungen sowie der Einfluss medizinischer Konzepte. Viertens und letztens sei die Annahme der Individualisierung respektive der „Entdeckung des Ich“ entkräftet. Die Sorge um die Gesundheit sei ein Ort des Miteinanders und der bürgerlichen Geselligkeit gewesen, an dem sich das Selbst im Dialog mit anderen konstituiert habe.

Wenngleich die Studie einem interessanten Thema methodisch sauber und empirisch gesättigt nachspürt, vermag sie nicht restlos zu überzeugen. Dies liegt unter anderem an der mitunter fehlenden gesellschaftlichen Einordnung der untersuchten Aussagen sowie an voreilig gezogenen Schlüssen. Zum Beispiel wird die Skepsis gegenüber der Rekonfessionalisierungsthese mit dem Verweis auf eine Briefpassage begründet, in welcher Rahel Varnhagen für ihre „gelebte Religiosität“ gelobt wurde (S. 178–180). Mal abgesehen davon, ob in diese Wertschätzung nicht doch die Konfession in Gestalt der Konversion Varnhagens zum Protestantismus hineinspielte, reicht dieser Versuch der Rekonstruktion individueller Erfahrungen wohl kaum zur Widerlegung einer These über gesamtgesellschaftliche Entwicklungen aus. Zudem weist die Arbeit gewisse theoretische Unstimmigkeiten auf, welche sich aus der problematischen Verknüpfung von Konzepten wie Erfahrung und Eigensinn mit poststrukturalistischen Theorien des Subjekts und darauf Bezug nehmenden historischen Analysen ergeben. Dies führt in der Thesenführung der Studie dazu, ständig Mängel und Defizite bei letzteren festzustellen, die nicht notwendig existieren, aber umso leichter zu widerlegen sind. Beispielsweise steht der Befund individueller Handlungsfähigkeit oder heterogener Selbstentwürfe keineswegs im Widerspruch zu den kritisierten Konzepten der Disziplin und Selbstregierung. Nur wenn man diese primär repressiv versteht und nicht von ihrer Produktivität her denkt, entsteht ein solcher Eindruck. Darüber hinaus gelingt es Brockmeyer nicht, aus den durchaus überzeugenden Einzelbefunden ein kohärentes Ganzes zu machen. Das notorische Abarbeiten an den – *horribile dictu* – männlichen Meistererzählungen, scheint den Blick auf die eigene Fragestellung unnötigerweise verbaut zu haben. Im Unterschied zu den viel geschmähten Großthesen fehlt der Arbeit aber ein klar umrissenes Problem, von dem ausgehend sich die unterschiedlichen Aspekte wieder zusammenführen ließen. Bedauerlicherweise trägt sie deshalb weniger zur Geschichte des modernden Selbst bei als möglich gewesen wäre.

*Jens Elberfeld, Bielefeld*

#### **Zitierempfehlung:**

Jens Elberfeld: Rezension von: Bettina Brockmeyer, Selbstverständnisse. Dialoge über Körper und Gemüt im frühen 19. Jahrhundert, Wallstein Verlag, Göttingen 2009, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 52, 2012, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81365>> [14.6.2012].